

Rheintal. Beide letztgenannten Phänomene mit starken Auswirkungen auf den explodierenden Verkehr.

Insgesamt kann konstatiert werden, dass diese Geschichte des Bregenzwaldes eine wichtige Lücke schließt und einen sehr fundierten, pointierten und raschen Überblick über die Geschichte der Region ermöglicht. Teilweise wäre die Verwendung regionalspezifischer beziehungsweise etwas weniger allgemeiner Abbildungen – etwa des bayerischen Königs Maximilian (S. 92) oder der Schweizer Sennerei (S. 63) – wünschenswert gewesen. Auch die fehlenden Belege von Zitaten mindern den insgesamt sehr positiven Eindruck ein wenig. In Summe überwiegen die Vorzüge aber eindeutig und das Werk kann allen an der Vorarlberger Landesgeschichte Interessierten nur wärmstens ans Herz gelegt werden.

Michael Kasper

Harald Heppner/Mira Miladinović Zalaznik (Hg.), *Provinz als Denk- und Lebensform. Der Donau-Karpatenraum im langen 19. Jahrhundert*

(*Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte* 7), Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang 2015, 332 Seiten, 43 s/w Abbildungen.

Nichts Geringeres als den *Provincial Turn* möchte Harald Heppner einläuten und in der Forschung verankern. Die Kategorie Provinz treibt ihn schon länger um, etwa bei der Herausgabe eines Ergänzungsheftes der *Transylvanian Review* von 2014.¹ Titelte dieses Heft noch mit *Looking towards the Center. Society and History in Europe*, heißt es nun *Provinz als Denk- und Lebensform*. Und der Ansatz scheint zu fruchten – 2017 gaben eine Kollegin und ein Kollege von Heppner in Graz den achten Band der *Neuen Forschung zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte* schon unter dem Titel *Provincial Turn. Verhältnis zwischen Staat und Provinz im südöstlichen Europa vom letzten Drittel des 17. bis ins 21. Jahrhundert* heraus.²

Eine Schwierigkeit für die Praktikabilität dieser Kategorie liegt in der Mehrschichtigkeit des Begriffes Provinz. Stets muss zunächst die offensichtlichsste Konnotation thematisiert werden – Provinz in unserer Alltagssprache

1 Rudolf GRÄF/Harald HEPPNER/Nicolae BOCSAN/Daniela MĂRZA (Hg.), *Transylvanian Review*, Supplement: Looking towards the Center. Society and History in Europe 23, Supplement 2 (2014). Vgl. darin vor allem den einleitenden Beitrag von Harald HEPPNER, *The Rise to the Status of Province. Preliminary Observations*, S. 7–10.

2 Ulrike TISCHLER-HOFER/Karl KASER (Hg.), *Provincial Turn. Verhältnis zwischen Staat und Provinz im südöstlichen Europa vom letzten Drittel des 17. bis ins 21. Jahrhundert* (*Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte* 8), Frankfurt a. M. 2017.

verstanden als abwertende Bezeichnung aus der Sicht eines Zentrums, verbunden mit dem Bild von Rückständigkeit. Diese Wahrnehmung oder Deutungsmacht zentraler Regierungs- und Verwaltungsmetropolen auf die (zugeordneten) Regionen hat Heppner nicht im Sinn, wenngleich er dem Begriff doch auch den Status einer Wert-Kategorie zubilligt, wenn es etwa um die Selbstverortung und Selbstbewertung der Bevölkerung in diesen Gebieten gehe. Einige Autorinnen und Autoren des Bandes greifen am Rand ihrer Beiträge diese Frage der Verwendung und Deutung des Begriffs Provinz in ihren untersuchten Regionen auch auf. So bezeichnete in ungarischen Konversationslexika „Provincia“ in den 1830er Jahren noch eine römische Verwaltungseinheit und Provinzbeschreibungen seien dem militärischen Bedeutungsfeld zugeordnet gewesen (Juliane Brandt, S. 159). In anderen Beiträgen wird danach gefragt, ob und wie weit die Akteurinnen und Akteure ihre Region als Provinz im oben skizzierten Sinn von rückständig – im Vergleich zu Metropolen – wahrnahmen (z. B. Peter Vodopivec, S. 290).

Heppner geht es in der Hauptsache um etwas anderes. Die Kategorie Provinz komme erst dann ins Spiel, wenn es zwischen den Zentren und den Regionen zu „einem wie immer gearteten ‚Dialog‘ von Strömungen gekommen sei, um die ‚Welt‘ entweder zu verändern oder zu bewahren.“ Immer seien dabei ein größerer und ein kleinerer Horizont gegenübergestellt zu sehen. Das auf den ersten Blick ähnlich erscheinende Konzept von Zentrum und Peripherie hält er für wenig tauglich, weil hier die Gefahr zu groß sei, dass „alles Periphere der Kategorie Provinz zugeordnet“ werde, „nicht alles Periphere“ enthalte „automatisch nur Provinzielles“ (S. 9). Stattdessen spricht er markant vom „Aufstieg zur Provinz“. Dabei hat er den Donau-Karpatenraum, um den es in diesem Band geht, im Blick. Bis ins beginnende 18. Jahrhundert seien die österreichischen Erbländer und die Länder der ungarischen Krone durch ein hohes Maß an „Selbstüberlassenheit“ (S. 10) gekennzeichnet gewesen. Ohne „von außen“ oder „von oben“ wirksame Faktoren, die die Kraft oder das Interesse gehabt hätten, das Profil der Länder in diesem Raum zu verändern, und bei einer weitgehend immobilien Gesellschaft, geprägt von feudalen und konfessionellen Strukturen, habe es weder Möglichkeit noch Bedarf gegeben für die Einheimischen, sich als geschlossene Gemeinschaft zu begreifen. Zwar seien die Regionen durch ihr spezifisches Landrecht, die Stände und die Zugehörigkeit zu einer Herrschaft – der Habsburger oder der Osmanen – geprägt gewesen, aber die Orientierung der Menschen in diesen Regionen sei über „ein Bündel von Gewohnheiten“ verlaufen, das nur ab und zu von externen Einflüssen beeinträchtigt worden sei. Mit dem ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert hätten jedoch die Zentralisierungsmaßnahmen von Wien aus stärker in die Regionen eingegriffen und die Menschen vor die Notwendigkeit gestellt, auf diese Eingriffe und Einflüsse in irgendeiner Form zu reagieren. Auf diese Weise habe sich eine Provinz geformt. Dabei müsse

der Wandel nicht unbedingt nur vom Kaiserhof oder den führenden Kreisen in Wien ausgegangen sein, sondern die Bevölkerung habe auch Impulse erhalten, die anderswo in Europa entstanden seien, aber über den „Kanal der kaiserlichen Kanzleien nach ‚unten‘“ gelangt seien (S. 12).

Irmgard Sedler führt die Umsetzung dieser Überlegungen in ihrem Beitrag exemplarisch vor. So sei das Standesgewand der Siebenbürger Sachsen gegen Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend verschwunden und habe der „deutschen“ Bekleidung Platz gemacht, die zunächst über die Beamten von Wien und nach 1820 über die neu zugezogene deutschsprachige Bevölkerung aus anderen Regionen der Monarchie in die Salons von Hermannstadt (Sibiu) transportiert worden sei. Zugleich bot die neue Bekleidung auch die Möglichkeit, sich von der ländlichen Gesellschaft abzugrenzen, die weiterhin die alte Tracht trug. Diesem Prozess der Aufnahme von Impulsen aus der Residenzstadt stellt Sedler jedoch das Bekleidungsverhalten der ungarischen Bevölkerung in Siebenbürgen gegenüber. Diese sei im Bemühen um Abgrenzung gegenüber Wien keinesfalls bereit gewesen, auf das Präsentieren ihrer Standesmerkmale zu verzichten. Daher sei das „ungrische Kleid“ nach wie vor und noch bewusster getragen worden.

Die Auseinandersetzung mit den neuen Einflüssen konnte also in zwei Richtungen verlaufen. Einerseits wurden neue Ideen und Praktiken aufgenommen und angeeignet, andererseits bargen diese auch das Potential für Misstrauen und resultierten möglicherweise in Ablehnung beziehungsweise einem verstärkten Versuch, auch den gewohnten Denkmustern und Lebensformen noch einen Platz zu bewahren. So konnte es zur Aufwertung des eigenen Landes, zur Stilisierung als Heimat kommen und schließlich die Idee der Nation im neuen Sinn des 19. Jahrhunderts Fuß fassen.

Dieses „eigene Land“ konnte schon bestehen und sich durch die Auseinandersetzung mit einem Zentrum zu verändern beginnen oder durch diese Einflüsse erst als eigenes Land – als Provinz – begriffen werden. Aber selbst bei vermeintlich historisch schon verankerten Ländern war die eigene Wahrnehmung als Gesamtes aufgrund unterschiedlicher Strukturen nicht so einfach gegeben. Juliane Brandt zeigt am Beispiel Ungarn, wie sprachlich und konfessionell heterogen das Gegenüber der Metropole – insbesondere in den Städten – war. Wie und wann sich eine Region als eine Gemeinschaft zu sehen begann, nehmen Olivia Spiridon mit ihrer Untersuchung der Kalender in der Batschka sowie im Banat und Eva Kowalská in Bezug auf die slowakische Bevölkerung im 19. Jahrhundert in den Blick. Die Inhalte der Kalender von 1860 bis in den 1890er Jahre bezogen sich noch kaum auf den eigenen Raum. Populäre Geschichten, die der Unterhaltung dienten, spielten in der näher gelegenen Hauptstadt oder der fernen Metropole. Erst etwa ab 1890 brachten die Kalender eine „emotional markierte Raumverbundenheit zum Ausdruck“ (S. 311), indem auch die unterhaltenden Erzählungen an die

eigene Region angepasst wurden. In historischen Exkursen findet sich Wien als Impulsgeber für die lokale wirtschaftliche Entwicklung auf der mentalen Landkarte verortet und zugleich die Abgrenzung der eigenen aufgewerteten Region vom Zentrum Budapest konstruiert. Eva Kowalská verbindet die Frage nach der Konstruktion eines Landes Slowakei eng mit den Prozessen des *Nation-Building*. Die slowakische Bevölkerung im Herrschaftsverband des Königreichs Ungarn habe zunächst keine Vorstellung eines gemeinsamen Landes gehabt, denn jahrhundertlang hätten jegliche administrative Strukturen für den slowakischen Siedlungsraum gefehlt. Erst als ab 1699 beziehungsweise 1718 die ungarischen Komitate, einhergehend mit dem Landtag und Ausbau der städtischen Verwaltung, wiederhergestellt worden seien, hätten Aktivisten entsprechende Forderungen entwickelt. Allerdings sei die Forderung nach einer eigenen Provinz aufgrund ethnischer, damals vor allem sprachlicher Zugehörigkeit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts kein aktuelles Anliegen gewesen. Ein Gebiet ohne feste Grenzen wäre schwer zu einer Provinz formbar gewesen. Diese Profilierung sei erst rund um die Revolution von 1848/49 erfolgt – mittels Nationalsymbolen und Institutionen zur Förderung der slowakischen Muttersprache.

Je später die Untersuchungen also im 19. Jahrhundert ansetzen, desto mehr spielt der Fokus nationaler Forderungen eine Rolle, vor allem angelehnt an die gemeinsame Sprache, die sich vielfach erst als Schriftsprache etablieren musste, so etwa das Slowakische oder das Slowenische. Für das frühe 19. Jahrhundert analysiert Igor Maver den Einfluss der Übertragungen von Lord Byrons Dichtung durch France Prešeren ins Slowenische. Er sieht diese Nachdichtungen als spezifisch slowenische Interpretationen, die zu einer nationalen Identifikation der Slowenen beigetragen hätten. Vorsichtiger gehen Neda Donat und Karin Almasy zu Werke, die sich mit der Sprache in Schulen beschäftigen. Sie zeigen beide, dass es sich dabei nicht einfach nur um den Gegensatz eines von Wien aufgezwungenen Deutsch und in der Region geforderten slowenischen Sprache handelte. Neda Donat dekliniert die Bedeutung des Deutschunterrichts in der Bucht von Kotor im Vergleich zu Italienisch, Französisch und Serbisch-Kroatisch in den Schulen von der Frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert durch. Dabei spielten nicht allein die staatsrechtlichen Zugehörigkeiten und die ethnischen Forderungen in der Region eine Rolle, sondern auch Fragen der Berufsnotwendigkeiten, wie etwa einer gewährleisteten Internationalität an der Nautischen Schule von Kotor sowie der Seefahrtsschule in Srebina. Karin Almasy untersucht in ihrem Beitrag dezidiert einen Zeitraum, in dem die nationalen dichotomen Kategorien in Marburg (Maribor) noch nicht so verfestigt waren. Im Bereich der Schule sei in der vermeintlich so „absolutistischen“ Zeit zwischen 1848 und 1861 gerade der Staat als Förderer der slowenischen Sprachentwicklung aufgetreten und habe nicht versucht, diese zu unterdrücken.

Andere Beiträge nehmen weniger die Formung der Provinz durch staatliche Einflüsse als vielmehr die kulturellen Impulse, die von der Hauptstadt an die Regionen weitergegeben wurden, in den Fokus. Diese gingen nicht immer von Wien, sondern auch von anderen europäischen Metropolen oder auch lokalen Zentren aus – inwieweit dabei die habsburgischen größeren Städte kanalisierend wirkten, müsste noch genauer herausgearbeitet werden. So verfassten die Souffleure in Laibach (Ljubljana) laut Tanja Žigon ihre kritisierenden Texte in den Theaterjournalen sehr eng angelehnt an internationale Praktiken solcher Journale, seien es jene in Wien oder in einer Reihe weiterer europäischer Städte. Ähnlich verhielt es sich mit den Einflüssen der Architektur und insbesondere der Schreibmöbelstile in Laibach (Ljubljana), die Maja Lozar Štamcar thematisiert. Maja Godina Golija zeigt, wie die Bekleidungs-, Ess- und Trinkkultur der Marburger Deutschen im 19. Jahrhundert den Trends der Metropolen folgte – dabei mit einer „deutschen Tracht“ sowohl die regionale – steirische – Zugehörigkeit als auch ein Symbol des Deutschtums ausdrückend.

Die Gegenüberstellung der „großen“ und „kleinen“ Räume mit ihrer Einflussnahme lässt sich zeitlich und räumlich natürlich auch über die Habsburgermonarchie hinaus weiterdenken. Stefan Sienerth untersucht dazu die Korrespondenz zwischen dem rumänischen Autor Richard Wagner in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren mit der Autorin „bärl heidi“. Während sie zunächst von Bukarest und später aus Westdeutschland begeistert von den kulturellen Impulsen und literarischen Möglichkeiten schwärmte und ihn von einem Orts- und Landwechsel überzeugen wollte, zog es Wagner vor, zunächst in seiner rumänischen Kleinstadt zu bleiben und anschließend in Timișoara zu studieren, offensichtlich befürchtend, dass ihm seine Schöpferkraft in der schillernden westlichen Welt abhanden käme.

Den Weg zwischen den Metropolen und den Provinzen legten nicht nur Impulse und Ideen über Kommunikationsmedien zurück, sondern auch Akteurinnen und Akteure selbst bewirkten Einfluss, aber nicht zwingend nur in eine Richtung. Alle Beiträge, die sich in diesem Band mit Menschen befassen, die zwischen den Provinzen und den Metropolen hin- und herwechselten, kommen zum Schluss, dass der Weg von Impulsen nicht nur in eine Richtung ging, auch wenn sie vielleicht ihren Ursprung in Metropolen hatten, dann aber durch Akteure und Akteurinnen in der Provinz angewandt und weiterentwickelt wurden, um dann häufig von dort wieder den Weg in die Zentren zu nehmen. Da ist im Beitrag von Peter Vodopivec zum Beispiel von den Studenten aus der Krain und der Untersteiermark die Rede, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Wien, Graz und Prag studierten und danach wieder zurückkehrten, aber immer noch Kontakte in diese Städte aufrechterhielten. Mira Miladinović Zalaznik verfolgt den Weg von Anton Graf Auersperg, der unter dem Namen Anastasius Grün publizierend von der Provinz in die Welt hinaus und von dort wieder zurückgegangen sei – auch

politisch tätig war beispielsweise als Abgeordneter im Krainischen Landtag im Vormärz, 1848 in Frankfurt und 1867 im steirischen Landtag. Sie spricht dabei von einer gegenseitigen Befruchtung von Zentrum und Provinz. Johann Georg Lughofer fragt danach, ob Bertha von Suttner, die viele Jahre zunächst im Kaukasus und dann im Weinviertel verbracht hat, in der „Provinz“ nicht vielleicht besser schreiben konnte als in der Stadt, wo sie ebenfalls einige Jahre gelebt hatte, und ob sich nicht gerade an diesem Beispiel gut zeigen lasse, dass der Fluss von „aufgeklärten Gedanken“ auch umgekehrt gedacht werden könne. Miha Preinfalk beschäftigt sich schließlich mit dem Kulturhistoriker, Mäzen, Botaniker und Sammler von Antiquitäten und Kunstwerken aus Laibach (Ljubljana) Josef Freiherr von Erberg, der in seiner Wiener Zeit von 1808 bis 1815 zum Erzieher und engen Vertrauten des Kronprinzen Ferdinand wurde, bevor er wieder in die Krain zurückkehrte und dort in seinem Schloss Dol eine Art informelle Informationszentrale aufbaute, die zu einem Zentrum in der Region wurde.

Die Autorinnen und Autoren scheinen sich also zum Teil zu sträuben gegen ein Konzept, das Einflüsse nur von einer Seite kommend sieht, auch wenn auf der Seite der sich formenden Provinz keineswegs Passivität angenommen wird. Auch Heppner betont die vielseitige Verflochtenheit der Räume. Provozierend bleibt jedoch die dezidierte Sichtweise und Formulierung eines Gefälles – mit Einflüssen von „oben“, die nach „unten“ gelangten und zum „Aufstieg“ zur Provinz führten. Selbst wenn die Formung der Länder über die Auseinandersetzung eines kleineren Raumes mit einem größeren – mit mehr Machtfülle ausgestatteten – vor sich ging, dann ließen sich beide Räume auch in der Ebene begreifen. Statt Aufstieg könnte vielleicht Konstruktion von Provinz als Begriff hilfreich sein.

Ellinor Forster

Oswald Überegger (Hg.), *Minderheiten-Soldaten. Ethnizität und Identität in den Armeen des Ersten Weltkriegs*

(Krieg in der Geschichte 109) Paderborn et al.: Ferdinand Schöningh 2018, 211 Seiten.

Der vorliegende Band ist das gedruckte, um mehrere Beiträge erweiterte Ergebnis einer Tagung, die das Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen 2015 veranstaltet hat. Oswald Überegger, der als Herausgeber fungiert, bemerkt in seiner Einleitung, dass die Befassung mit